

Briefe von der Front.

Ein Stockholmer Verlag hat unter dem Titel „Briefe von der Front“ eine Sammlung Feldpostbriefe deutscher, französischer und englischer Soldaten herausgegeben...

So ergibt sich aus allen Briefen, in denen übermüdete Siegesgewinnlichkeit und Verhöhnung des Feindes zum Ausdruck kommt, daß diese Briefschreiber — ganz gleich welcher Nationalität sie an der Front sind — noch nicht in der Schlachtfeldfront gestanden haben...

Der Herausgeber dieser Sammlung scheint mit vieler Objektivität sein Material gesammelt und gesichtet zu haben. Es läßt aber auf, daß gerade die Briefe englischer Kämpfer...

In allen diesen Briefen sprechen die Kämpfer ruhig und mit gedämpfter Leidenschaft, aber wenn von Bajonettsangriffen die Rede ist, so geht ihnen noch während des Schreibens das Temperament durch...

Strategie.

Das Schicksal der europäischen Menschheit von heute ist, so scheint es, irgendwie entscheidend verknüpft mit einer unheimlichen Weisheitswissenschaft, die man Strategie nennt...

Strategie ist die Wissenschaft von der Führung des Krieges, zum Unterschied von der Taktik, unter der man die Wissenschaft von der Führung des einzelnen Gefechtes versteht...

Strategie ist eine Wissenschaft. Also ein System allgemein gültiger Gesetze, Grundsätze, Regeln, die allmählich im Laufe der menschlichen Erfahrung entdeckt, gesammelt, geordnet sind...

Aber gibt es überhaupt auch nur solche allgemein gültigen Grundsätze der Kriegsführung, der Strategie? Die lange leidenschaftliche Kriegsgeschichte bejaht diese Frage durchaus...

Die Phalanzen der freien Bürger Alt-Griechenlands — die einberufen wurden in Athen und Berufsrieger waren in Sparta — mußten in ihren Stadtkriegen anders kämpfen als die Kohorten der Berufssoldaten des römischen Weltreiches...

Ganz deutlich erkennt man den Zusammenhang von Kriegsführung und gesellschaftlicher Verfassung bei den Germanen. Solange sie in Stämmen eng verbundener Gemeinschaften von Gleichen und Freien lebten, war ihre angemessene und natürliche Kampfweise...

Partei, die sie bezahlte, dienten. Da die Soldner Geld kosteten, mußte man mit dem Menschenmaterial sparsam umgehen. Daraus folgte, daß man Katastrophen zu vermeiden suchte, also die Strategie ausweichender Bewegungen pflegte...

Die revolutionäre Wendung der Strategie trat mit der großen französischen Revolution und ihren Kriegen ein. Das Volk selbst trat für seine eigene Sache die Waffen. Damit entwickelte sich die gereizte Kampfweise...

Wir wollen in zwangloser Folge einige der wichtigsten Grundsätze der herrschenden Strategie erörtern. Strategische Kenntnisse werden zwar noch niemanden zum Feldherrn machen, aber sie werden einige Klarheit und Sicherheit in der Beurteilung der Kriegsvorgänge ermöglichen...

Aussprache von Kriegsnamen.

Von W. Holzmeier.

VI.

Eine tolle Vielfältigkeit in der Aussprache zeigt das ea. Sein eigentlicher Lautwert ist gleich ih. Aber head (Haupt, Spitze, Vorsprung) klingt wie hehd, heart (Herz) wie haht, and great (groß) wie greht...

Für den Lagedgebrauch wollen wir noch anmerken, daß das Rathaus die Stadthalle heißt, nämlich town-hall (taunhall), und daß der Vorname des bekannten Simplicitas-Dichters, Owlglass, wie owl-glass (mit kurzem a) lautet und übrigens „Eulenspiegel“ bedeutet.

Und halb berichtigend wollen wir zum Abschluß dieser Besprechung der Stimmlaute noch bemerken, daß es am Ende wie ein kurzes i natürlich nur dann gesprochen wird, wenn es wirklich bloß eine Endung darstellt; gehört es etwa dem Wortstamm selbst an, dann klingt es wie das bewußte e mit dem Nachschlage von i...

Portepesfahrlich Schadius.

Von Detlev v. Viliencron.

Am anderen Morgen verriet ich natürlich durch nichts, daß ich ohne zu wollen ihn belauscht hatte. Aber ich zog einmal an mich, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte zu ihm: „Wir alle haben im Leben unaufhörlich gekämpft, lieber Schadius; keinem wird das Dasein nur mit frohen Stunden erlaubt...“

Die nächsten zwei, drei Tage schwanden, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Die Hausführung nach Waffeln hatte wenig erzielt. Die Wachen, Posten und Patrouillen waren verdreifacht. Unsere Kerben litten durch das nötige Annehmenmüssen eines Ueberalles.

Am vierten Nacht konnte ich durchaus nicht schlafen; ich lag, wie immer fast ganz angekleidet, abgewandt auf meinem Bett. Endlich konnte ich meine Unruhe nicht mehr verheimlichen, stand auf und trat ans Fenster. Eine dunkle, windige Nacht löste mich an. Einfach zu mir her klang nur das fortwährende Kruseln der Posten und Patrouillen.

Auch der Fähnrich hatte keinen Schlaf finden können. Ich ließ ihn zu mir treten. Eine große schwarze Wolke gab in diesem Augenblick das Sternbild des Großen Bären frei. Wie merkwürdig, Herr Hauptmann, daß bei mir zu Hause der Große Bär in ganz anderer Stellung steht. Ich lächelte auf und bemerkte Schadius, daß diese seine Beobachtung auf irgendeiner Täuschung beruhen müsse.

Wir fiel bei der kindlichen Neugier eine Stelle aus einem Trauerspiel „Polakontas“ ein, das ich unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges gelesen hatte. Sie hatte sich mir genau eingeprägt: Ein Offizier erzählt, wie er mit seinem Freunde Lord de la Ware auf den Wällen Jamestowns in Virginia einen unmöglichen Angriff der Indianer erwartet habe: „Der Himmel, schwarz bedeckt, war aufgeregt durch eines Sturmes Toben. Der wie ein Stier mit eingestemmen Nacken Die Wollen vor sich trieb wie feige Hunde. Nur einmal, schnell, als wärs ein Gruß aus England. Daß ich des Großen Bären Sterne bligen. Dann blieb es dunkel.“

De la Ware und ich, beisammenstehend, lauschten, hob die Hand am Ohr, hinaus in Nacht und Wetterlärm. Doch nur der Wäfler Kruseln und das Pfeifen des Windes, wenn er unsern Helmturm stieß. Ein leises Bedarufen, ab und zu, war hörbar. Da plötzlich klang wie ferner Falkenschrei, und dann, als wär es das Signal gewesen, Schuß, wie vom Blitz entzündet, auf uns zu. Ein ungeheurer Schwarm von heißen Pfeilen...

„Hörten Sie nichts, Schadius?“ „Nein, Herr Hauptmann.“ „Klang es nicht wie Eulenschrei?“ „Ich hörte wirklich nichts, Herr Hauptmann.“ „Nun riß ich das Fenster auf und rief die unten hin- und hergehende Schildwache an: „He, Posten!“ „Herr Hauptmann?“ „Schrie nicht eben eine Eule?“ „Au Befehl, Herr Hauptmann, die sind hier jede Nacht zu gange.“

Schadius und ich starrten schweigend hinaus. Da fiel ein Schuß, ganz fern, unendlich fern. „Nun haben Sie doch den Schuß gehört, Schadius?“ „Sehr wohl, Herr Hauptmann, ganz deutlich.“ „Kommen Sie, wir wollen hinuntergehen. Ich will den Feldwibel wecken. Irrendeliras ist nicht in Ordnung.“ Unten auf dem Hofe horchten wir gedankt. Aber mit dem Kruseln der Wäfler und dem Pfeifen des Windes um unseren Helmturm hörten wir. Sonst war es still. Ich konnte meine Unruhe nicht loswerden.

„Gibt nicht dort ein Schatten um die Ecke, Schadius?“ „Sehr wohl, Herr Hauptmann. Ich habe auch den Schatten erkannt; es war Herr Bourdon.“ „Kommen Sie, wir wollen zum Feldwibel.“ Bald standen wir drei draußen. Bruns trug eine kleine Diebeslaterne. Wir horchten und horchten. Alles blieb still. Plötzlich heftiges Geschrei. Es kam von den äußersten Posten. Dann ein Geheul wie von zehntausend Teufeln, die den Tomahawk über den Köpfen schwingend, wie ein reißender Bergstrom herandrönnen.

Am Nu wirbelten unsere Trommeln, riefen unsere Hörner und Trompeten. Nach drei Minuten schon hatte meine Kompanie — wie oft wär blind durchgemacht — ihre bestimmte Stellung hinter der Waagenburg eingenommen. Auch der General und die übrigen Offiziere aus unserem Hause erschienen sofort. Der Ueberfall. Hätte ich doch Herrn Bourdon, den Galunken, gleich fest-

nehmen lassen, als uns der Verdacht kam. Nun ist's zu spät,“ sagte der General.

Nach kurzer Zeit waren wir umzingelt. Auch Escrancourt und die Fabrik standen schon im Kampf.

Die ersten Anariffe sind abgesehen. Aber was ist das? Hinter uns steht, wie durch eine Zauberformel, als wenn es von oben bis unten mit Petroleum begossen sei, das ganze Schloß in Flammen. Sollte es ein Zeichen sein? War es zu früh, war es zu spät angezündet.

Frau Bourdon stürmt heraus. Sie fällt mir ohnmächtig in die Arme. Aber ich kann, ich darf sie nicht halten. Ich habe nur meinen Dienst zu verleben. Während ich sie sanft auf die Erde gleiten lasse, sehe ich zu meinem Entsetzen ihre Tochter in einem der Fenster. Alles um sie her brennt. Handgelenke ringt die Hände. Vor dem wütenden Geschrei der Stürmer und vor dem fürchterlichen Geknalle höre ich ihr Rufen nicht; ich sehe es nur. Schon will ich selbst ins Schloß, als mir der General mit mächtigem Sprunke zuvorkommt. Aber unmittelbar vor dem Eingang ereilt ihn die tödliche Kugel. In den Hinterkopf getroffen, überschlägt er sich nach rückwärts, beide Arme nach den Seiten lang ausstreckend, kein Glied an ihm rührt sich mehr.

Noch ist es Zeit, Fanchette zu retten. Sie sieht an einem Mittelfenster, das noch nicht vom Feuer knistert. Da stürzt sich mein kleiner Fähnrich in die Höhe. Mit Wüßschneidens ist er oben. Er umfängt das ohnmächtig werdende Mädchen. Doch statt sie wegzuschleppen, läßt er wütend ihren Hals, ihre Lippen, ihre Augen, ihre Stirn... Zu spät... Prasselnd schießt das Dach herunter...

Das flammende Herz ist durch Flammen ausgelöscht für immerdar.

Wir hatten auf allen Seiten den rasenden Sturm abgesehen. Das alte gute deutsche Soldatensignal „Vorwärts!“ hat wieder gesiegt. Die Franktireurs sind verschwunden.

Herrn Bourdon finden wir erschossen im Graben. Am andern Morgen erhielten wir den Befehl, in Gilmarschen an die Somme zu marschieren, um uns dort mit der Nordarmee zu vereinigen. Dann schlugen wir am 19. Januar unter Goeben General Faidherbe vernichtend bei St. Quentin.

Und dann kam der Waffenstillstand. Und dann kam der Friede und verschenkte auf den zerstampften Weckern Spaten und Pflüge. Seine kühlenden Palmen aber senkte er auf die heißen Augen der Hinterbliebenen.

lautet wie bödännän, Ton auf der zweiten Silbe), und von Sir Grey haben wir auch schon mehr als einmal in Zeitungen gehört. Nun wohl: kein Engländer spricht so! Man kann den betagten Ritter Sir John Falstaff (= Jörz Jomn Fahlstaf, mit dunklem ah, obgleich man's im Deutschen gewöhnlich nicht tut), und man kann ihn Sir John nennen, aber niemals Sir Falstaff: das fühlt ein jeder, und so ist es auch. Denn „Sir“ ist nicht das einfache „Herr“ im Englischen — dieses heißt mister, geschrieben stets Mr. — sondern „Sir“ ist der Titel des niederen Adligen! Und mit diesem „Sir“ wird so verfahren, wie oben angedeutet: man kann also sagen „Sir Edward Grey“, und im weiteren Verlauf der Darstellung „Sir Edward“, aber niemals „Sir Grey“! Denn dieser Herr würde im Deutschen Herr „von Graue“ heißen, oder nicht Herr „Graue“ (grey oder gray heißt „grau“); ja, wenn er kein blaues Blut hätte und einfach „Graue“ hieße, dann würde auch der Engländer sagen: „Mr. Grey“, und den Namen anwenden. Uebrigens — und das ist das Sonderbarste — bedeutet „Sir“ doch wieder das einfache „Herr“ für jedermann, wenn man es in der Anrede gebraucht, ohne den Namen dabei zu nennen: dann heißt es auch gleich soviel wie: „Mein Herr!“ und man darf Mr. nicht gebrauchen, das nie ohne den Namen steht. „Meine Herren!“ dagegen heißt wieder: „Gentlemen (Herrn)!“ und: „Meine Damen und Herren!“ wird ausgedrückt durch: „Ladies (Lebdi) and Gentlemen!“ Das sind so keine Feinheiten, die man aber kennen muß.

Nun zu den Mitleuten! Karl wird im Englischen und im Französischen überein geschrieben: Charles. Aber der Franzose spricht es wie schorl', der Engländer wie schorl's. Darin liegt erstens, daß der Engländer das ch wie sch ausspricht und nicht wie sch gleich dem Franzosen. Das deutsche ch können beide nicht sprechen, sondern sagen dafür k; wollen sie es in fremden Wörtern ausdrücken, so schreiben sie k, nicht ch: den russischen Namen Wolchonski schreiben Engländer und Franzosen: „Wolkhonski“, und bemühen sich dann, das östliche Freundeswort zu radebrechen.

Uebrigens kann das ch auch in englischen Wörtern wie I lauten, z. B. ausgerechnet in dem Worte monarch lautet es so (den Ton hat natürlich wieder die erste Silbe). Aber niemals kann es das deutsche ch ausdrücken. Dafür hat man vielmehr das sh (nicht sch; dieses kommt nur in einigen Wörtern griechischer Abstammung vor und wird stets getrennt gesprochen: school, Schule, sprich schuhl).

Sehr richtig trifft es sich, daß gerade in Rücksicht auf diese Regeln die Namen der beiden meistgenannten englischen Heerführer eine Ausnahme machen, also Kitcheener und French. Sie sprechen sich wie Kitcheener und French. Man sieht nämlich, daß bei dem ersten Namen das t ruhig stehen könnte. Und der zweite Name müßte offenbar eigentlich wie „French“ klingen. Er tut es aber nicht, auch nicht wenn das Wort French seine ursprüngliche Bedeutung hat. Es heißt nämlich für gewöhnlich so viel wie „der Franzose“. Das heißt, hier muß wieder eine kleine grammatische Auseinandersetzung folgen. Ein Franzose heißt nicht einfach French, sondern Frenchman; Franzosen, also mehrere einzelne von ihnen, Frenchmen; meint man aber das ganze Volk, oder ein französisches Heer im Kampfe, so sagt man the French, die Franzosen. Ebenso ist es mit Englishman (= Engländer), Englishmen, the English. Nach demselben Geize richten sich: the Irish, Irländer = eirisch, the Scotch, Schottländer = stotisch, the Dutch (so), Holländer = ddtisch, kurz, alle Völkernamen auf sh oder ch. Aber die anderen nicht: ein Deutscher heißt einfach a German (dttschörman), Mehrzahl Germans (dttschörmans), nicht etwa Germanen, obgleich auch das von Nichtlernern verbrochen worden ist! Ebenso wie mit dem German verhält es sich mit dem Belgian (Belgier, belbttschän), dem Austrian (Österreicher, abtschän), Hungarian (Ungar, höngettschän), Italian (Italiener, ittschän), Russian (Russe, rtschschän), Servian (Serbe, tschöwian), Japanese (Japaner, tschäpanttsch).

Da wir einmal bei kämpfenden Heeren sind: hier noch eine Warnung vor einer niederträchtigen Falschung, in der sich auch schon einmal ein Kollege von der Presse gefangen hat: nicht umsonst spricht man vom „persiden Albion“. Nämlich der einfache, „gemeine“ Soldat heißt im Englischen private soldier (preiwehrl' höhltscher), ein „privater“ Soldat also, weil er kein Amt, keine Ehre hat. Und im Burenkriege geschah es einmal, daß in einem Schrammel einige Offiziere fielen und ein — zufällig e i u — Gemeiner: one (uonn') private man, so stand in den englischen Zeitungen. Ahnt ihr das kommende Unheil? In der deutschen Zeitung war es „ein Privatmann“, natürlich! Aber ein Privatmann heißt im Englischen a private gentleman, und wenn also wieder private man fallen vorgehen!

Schon bei der Besprechung des Französischen war erwähnt worden, daß im Englischen nicht bloß das harte sch, sondern auch das weiche sch den Jungenlaut als Vorschlag erhält: j lautet immer und g vor hellen Stimmlauten wie dh, das g mit Ausnahmen. Will man das deutsche j erzielen, so gebraucht man j.

Das zweite, was man aus dem Worte Charles lernt, ist, daß der Engländer das s am Ende nicht unterdrückt, sondern ausspricht, wenn auch weich (am Anfang und in der Mitte des Wortes nach einem Mitleute lautet es wie h, ganz wie im Französischen). Das ist überhaupt eine Eigenheit des Englischen, daß die weichen Laute auch am Ende weich bleiben. Also b, d, g behalten auch am Ende ihren weichen Klang. Cab (die Droschke), child (das Kind), king (der König), lauten also wie läbb', tschilb', kingly', als wenn man noch ein dumpfes e folgen lassen wollte.

Stumme Laute gibt es wenige am Ende englischer Wörter, ganz im Gegensatz zum Französischen. In Betracht kommt hier nur das gh. Dieses ist häufig stumm und dehnt dann den vorhergehenden Stimmlaut: high, hoch, sprich wie hei, und der Kreuzer „Dagblitzer“ („Hochflieger“) wird wie tschiffeliter gesprochen. Der Flug heißt plough (plau). Curragh in Irland (englisch Ireland gleich eirlands') klingt wie tschörah (das a diebmal nicht dunkel).

Aber es kann auch anders kommen. Im irischen lough, See, dem schottischen loch entsprechend, wird das gh wie l ausgesprochen und das Wort klingt wie loel (wie übrigens das schottische Wort auch). Und endlich tritt, wieder bei recht gebräuchlichen Wörtern, der ungewöhnliche Fall ein, daß das gh wie f oder ff lautet: laugh, lachen, lautet wie laf (a nicht dunkel) und das Wort enough, genug, wie inoff (Ton diebmal auf der letzten Silbe). Goodenough (Gutgenug, gudb-inoff) ist ein nicht seltener Eigenname. Die häufige Endung „borough“ dagegen lautet wie büroff, z. B. Queensborough wie kwinsbüroff.

Ueber das englische r ist zu sagen, daß es zu Anfang und in der Mitte stets ein scharf rollendes Jangens-r ist, nicht das in den deutschen Großstädten durchweg übliche Gaumens-r, das aus einer „Reiterei“ ungefähr eine „Heitadei“ und aus „warten“ ein Ding wie „wachten“ macht. Die Wörter royal (regal, königlich), Carry (Kürzung von Caroline, spr. karrh) haben dieses r, ebenso Troy (Troja, spr. treu; oi und oy lauten wie eu; von oa ist im Englischen keine Rede).

Anderes ist es mit dem r, das am Ende steht, oder auf das höchstens noch ein stummes e folgt. Es wird stark verschliffen, so daß es kaum hörbar ist und nur noch einen tonfärbenden Einfluß auf den vorhergehenden Stimmlaut ausübt. Star, der Stern, klingt wie staa' (helles a) und das Wort wares (waren) etwa wie we'e, wobei das letzte e nur ein ganz kurzer, dumpfer Nachklang ist.

Dieses letzte Wort bringt uns auf das englische u. Wir haben es abschließend schon mehreremal durch u ausgebracht; denn es klingt wie ein zum Mitleute gewordenes u und ist ein dem Englischen eigenartlicher Laut, obgleich es auch deutsche Dialekte gibt, die erst einen gehörigen Vortone einziehen, wenn sie h—u—u—enn und h—u—u—ie (zu deutsch „wenn“ und „wie“) sagen wollen. Uebrigens hat der Engländer auch das deutsche u. Aber er drückt es durch v aus. Der Weinstock heißt im Englischen vino (= wein'), der Wein selbst aber wine (wein).

Ein rein englischer Laut ist das th. Man schreibt es also im Englischen nicht etwa für nichts und wieder nichts, sondern es bedeutet den Lipellaut, den man hervorbringt, wenn man j oder h sagen will und dabei die Zunge zwischen die Zähne steckt, was bekanntlich im Deutschen als Sprachfehler gilt. Es wird auch in manchen Wörtern hart und in manchen weich ausgesprochen, je nachdem

man ein hartes h oder ein weiches f durch die Zähne läpelt. In Theodore (Theodor, = thiodohrl) ist das harte th, in dem Geschlechtswort the (dumppes e) und in fatherland das weiche. Die Amerikaner sprechen übrigens fast ein t und d dafür. Und komisch ist es wieder, daß auch die Engländer in den vielgebrauchten Vornamen Thomas (tomms) und demgemäß in dem Namen Thomson (tomsh) das th wie ein reines t aussprechen, ja sogar, was wohl allem die Krone aufsetzt, auch in dem Namen ihres heiligsten Knaben. Denn die Themie heißt auf englisch Thamos, und spricht sich wie thäm!

Diese Sprache kann keinen Augenblick zur Stange halten, trotz der steifen, zielbewußten Besesstheit derer, die sie sprechen. Uebrigens, geben wir der Wahrheit die Ehre, zuweilen wird es auch dem Engländer selbst zu toll: da gibt es z. B. eine schottische Grafschaft, die Kirkudbright oder auch Kiroudbright heißt und eigentlich nach den Wäldern tschörlubri (Ton auf der zweiten Silbe) gesprochen werden soll und von den Eingeborenen auch wohl so gesprochen wird; aber selbst der gebildete Engländer erlaubt sich hier tschörlöddbreit. (Ton bleibt auf der zweiten Silbe). Sie sagen: was jubiel ist, ist jubiel!

## Am Yserkanal.

Mitten durch das Land der „Wateringues“ zieht sich von Comines am Ufer der Yserkanal nordwärts bis Nieupoort, das durch ihn zum Seehafen der im Mittelalter blühenden Handelsstadt Ypern geworden war. Doch bei einem Tiefgang von nur 2 Metern genügt er schon seit längerer Zeit nicht mehr den Ansprüchen der modernen Kanalschiffahrt, zumal zwischen Ypern und dem Ufer 14 Schleusen den Verkehr erschweren. Die belgische Regierung beschloß daher, ihn zu erweitern, und die an beiden Ufern sich kilometerweit hinziehenden Bauvorräte und teilweise schon ausgebaute Sand- und Schlammmassen bilden jetzt heikunstreitene Drüschwehren der in Fländern tobenden Schladit.

Schon seit zehn Jahrhunderten bestehen die „Wateringues“, jene Wassergesellschaften, deren Aufgabe es ist, das Kanalsystem instand zu halten, weiter auszubauen und so immer neues Kulturland zu schaffen. Denn die aus dem Innern des Landes kommenden wasserreichen Flüsse, vor allem Aa und Yser, haben breite Ueberflutungsgebiete gebildet, aus denen erst in jahrhundertlangem Kampfe des Menschen gegen die Natur fruchtbares Land wurde. Der einzelne Bauer kann zwar sein kleines Viertel entwässern und pflügen, aber den Bau der größeren Kanäle, deren Weiterführung bis zum Meer und die Errichtung regulierender Schleusen müssen die „Wateringues“ übernehmen, von denen es bei der Stadt Furnes Gesellschaften gibt, deren Reichthum sich über 30 000 Hektar erstreckt, während andere nur Gebiete von weniger hundert Hektaren regulieren. In früheren Jahrhunderten leitete man die Entwässerungskanäle in die natürlichen oder künstlichen Schiffahrtskanäle, also auch in die Yser und ihren Kanal. Doch wenn das Wasser stieg und die Schleusen geöffnet werden mußten, dann entstand auf diesen Wasserwegen eine die Schiffahrt hindernde, zu große Strömung. Daher ging das Streben der „Wateringues“ in den letzten Jahrzehnten dahin, das Entwässerungssystem von den Schiffahrtskanälen völlig unabhängig zu machen, und auch der Ausbau des Yserkanals ist mit darauf zurückzuführen. Wo er bei Comines vom Ufer nach Norden abgweicht, dehnen sich riesige Flachfelder zu beiden Ufern.

Die Luft ist durch die Dünste, die beim Rotten des Flachses entstehen, geradezu verpestet. Ueber 30 000 Hektar sind mit Flachsbau bebaut. Ist er geerntet und in Garben gebunden, wird er im Usthal und am Yserkanal erst ein ganzes Jahr hindurch in Darren getrocknet, zum Unterschied von dem flandrischen Flach, der diesen Trockenprozeß nicht durchmacht. Dann werden die Garben senkrecht in breite Holzstufen gestellt und diese mit großen Steinen beschwert, in den Kanal versenkt und am Strand betonktert. Das fließende Wasser bewirkt eine Gärung, durch die der Pflanzenleim, der den Bast mit dem Stengel verflocht, zerstört wird. Und eigenartig: während der flandrische Flach sonst eine staubgraue Farbe hat, sieht der in dem „goldenen Wasser“ des Usthal und des von ihm ausgehenden Yserkanals gerottete Flach hellgelb aus. Meilenweit sind seine Stapel an den Ufern geschichtet und bringen den Anwohnern reichen Gewinn. Was hier gebaut, wird in Ypern und anderen Städten Flanderns verarbeitet. Rördlich von Ypern herrscht, vor allem östlich des Kanals, reicher Pappendbau, dessen Hauptort das Städtchen Poperinghe bildet.

Kurz vor Dirmuiden mündet der Kanal in das künstlich erweiterte Ufer. Letzte Viehstufen, Wiesen und Gräserreien wechseln mit Aedern ab, und die große Anzahl der vom Kanal aus sichtbaren, schon beträchtlich tiefer als dessen Wasserspiegel liegenden Dörfer mit ihren Gemüsen- und Obstgärten bezeugen den Reichthum des Bodens wie die starke Bevölkerung dieser Gegend. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, und in Friedenszeiten bildet Dirmuiden den Mittelpunkt eines lebhaften Milch- und Butterhandels über den Kanal nach England. Allein je mehr wir uns Nieupoort nähern, desto häufiger werden Sandflächen und Sanddünen; wir durchfahren das Land, das heute die Belgier unter Wasser gesetzt haben, um den Vormarsch unserer Truppen aufzuhalten. Die Röhre auf der Weide sind sichtlich magerer, die Pferde kurzbeinig, klein und von plumper Gestalt. Die kümmerliche Nahrung dieses Sandbodens scheint nur dem genügsamen Esel zuzusetzen, wie denn dieses Tier auch vorzüglich für die Beförderung der Bodenerzeugnisse des fruchtbareren Forderlandes nach den Städten und Seehäfen Flanderns Verwendung findet, wenn man es nicht vorzieht, sie auf dem Kanal zu Schiff zu befördern. Von Osten kommt durch eine ärmliche, nur wenig angebaute Gegend der Kanal von Dünkirchen und Furnes, von Westen der Kanal von Ostende, und beide münden durch große, neuverbaute Schleusen vor Nieupoort in die Yser. Ein alter Leuchtturm aus dem Jahre 1284, der einst vom Strande die ankommenden Schiffe warnte, liegt heute mehrere Kilometer landeinwärts am kanalisiertem Fluß. Auf dessen westlichem Ufer aber dehnt sich das Schlachtfeld der „Dünenschlacht“, in der Nacht von Oranien mit seinen Holländern am 2. Juli 1600 den Spaniern eine vernichtende Niederlage beibrachte.

## Kleines Feuilleton.

### H. Binder, der Erfinder.

Die „Luxemburger Zeitung“ hat, wie die „Wahrheit“ mitteilt, den westlichen Kriegsberichterstatter Heinrich Binder des „Berliner Tageblatts“, von dem wir schon einige artige Hiftärden berichtet, neuerdings hds bloßgestellt. Da Binders „Berichte“ in gewissem Grade typisch sind, geben wir einiges aus den Entwürfen der „Luxemburger Zeitung“ wieder, damit die Leser künftig und ein für allemal vor allen Kriegsberichterstattern mit blühender Phantasie gewarnt sind.

Herr Binder berichtet aus dem Großen Hauptquartier über eine Fahrt nach den Schlachtfeldern um Longwy vom 1. September. In diesem Bericht findet sich u. a. die Feststellung, daß die Post in Luxemburg von deutschen Beamten besorgt wird, daß deutsche Briefträger mit deutscher Gewissenhaftigkeit die Briefe in die kleinsten Nester des Landes tragen. Die „Luxemburger Jtg.“ stellt fest, daß dieses Lob nicht auf Rechnung der deutschen, sondern der luxemburgischen Briefträger geht, denn bis dahin haben noch immer luxemburgische Briefträger dortzulande die Briefe ausgebracht und auch die Post ist immer noch in den Händen der luxemburgischen Verwaltung.

Herr Binder weiß ferner zu berichten, daß die Franzosen das stolze Fort (Longwy), das heute „nur noch ein wüster, zerstückelter Trümmerhaufen, ein durcheinandergeworfener Klumpen von Erde und Beton ist“, Fort de France nennen. Aber Herr Binder hatte einen Bericht von den Schlachtfeldern um Longwy in der „Luxemburger Zeitung“ vom Montag, 31. August, gelesen, in dem von der „Porte de France“ die Rede ist. Aus dem alten Festungstor hat

seine Phantasie kein bekannten französischen Hafen von Neu-Falabonien gemacht.

Auch die folgende Stelle aus dem Bericht des Herrn Binder beruht die „Luxemburger Zeitung“ mit einem Fragezeichen:

„In Longwy selbst halfen unsere Truppen den Einwohnern beim Auszug aus den Häusern, die ihnen ihre Welt und ihre Heimat waren. Aber das Mitgefühl schwindet, wenn man von den schauerlichen Taten hört, die auch hier wieder durch einen organisierten Bauernkrieg ausgeführt worden waren. Viele haben den verbotenen Kampf für die heimatliche Scholle mit dem Tode büßen müssen. Als wir auf Longwy-Daut waren, wurde gerade ein Trupp Frankireurs eingeliefert. Unter ihnen ein 14 Jahre alter Bengel mit einem Balgengesicht. Er hatte einen verwundeten oder toten deutschen Soldaten in nicht wiederzugebender Art verstimmt.“

Was jetzt ist nicht bekannt geworden, daß in Longwy ein „organisierte Bauernkrieg“ bestanden hätte. Sonst wäre gegen die Stadt sicherlich in derselben Weise vorgegangen worden, wie sonstwo. Auch hier hat in dem Korrespondenten, gleich wie an anderen Stellen seiner „Berichte“, offenbar wieder eine Wendung aus der „Luxemb. Jtg.“ nachgelungen, die sich nicht auf Longwy, sondern auf Erbe bezieht. Dort wird die Erschießung eines 14jährigen Knaben erwähnt und von „dem verbotenen Kampf um die heimatliche Scholle“ gesprochen. Herrn Binder hat die Stelle anscheinend so gut gefaßt, daß er auch die Fortsetzung, ein hiesigen umfriezt, seinem Bericht einverleibt: „Die irregulierten Bauern, die den Bundesklub und den Klappelkrieg in unsere neue Zeit der Maschinen-gewalt getragen haben, sind aber auch noch nicht die wahrhaft Schuldigen. Diese sitzen hinter der Front. Fern vom Schuß, in heimtückischer Sicherheit.“

In dem Bericht der „L. J.“ hieß die Stelle so: „Die da alle mit dem Tode ihren verbotenen Kampf für die heimische Scholle führen mußten, das sind nicht die wahren Schuldigen. Die wahren Schuldigen sind heute, wie immer, wie in allen ungeligen Kämpfen des Bauerntums für seine bedrohte Scholle, in sicherer Dedung hinter der Front geblieben. So oder so, der Bundesklub und der Klappelkrieg wiederholen sich immer wieder.“

Es wäre uns natürlich nicht eingefallen,“ fährt die „Luxemb. Jtg.“ fort, „einem Kollegen, der unter schwierigen Verhältnissen seine Arbeit leisten muß, diese und andere kleine Anlehnungen an ein über zu nehmen, wenn er sie nicht mit Einzelheiten verbrämt hätte, die nicht dazu gehören. Das stärkste Stück in dieser Beziehung leistet er sich am Schluß seines Berichts. Wir hatten in der Zeitung geschilbert, wie in Chenois deutsche Soldaten, die französische Proklanten bewachten, von ihren Schladitgelehrten der letzten Tage erzählten. Es heißt da: „Die Leute wissen wenig. Sie haben einen Berg 'nuff gemacht. Dann sind die Franzosen da gewesen, es hat arg geschossen, die Franzosen immer zu hoch und dann mit „Hurra! vorwärts.“ Ein paar Absätze weiter: „In Villers la Chèdre macht ein Posten Niene, das Gewehr auf uns anlegen, wird aber wieder gemüthlich, als wir halten und uns ausweisen. Er war „aus Augschuß!“ und hatte so treue blaue Augen, daß man sich nicht denken kann, wie solch ein Auge über Korn und Nimme einem Menschen nach dem Herzen zielen kann.“

Die Posten von Chenois und den Augschurgen von Villers la Chèdre schlägt Herr Binder in eins zusammen, tut ein hiesigen von seiner Palette hinzu und daraus wird dann folgendes Bild:

„Wie es gekommen war, sagte einer, der nach Erich transportiert war: Sie hatten den Berg 'nuff gemacht und da waren plötzlich die Franzosen. Da hat es denn arg geschosse, aber die Franzosen schießen nit gut. Sie sind ja ganz gut, wenn sie nach vorwärts laufe könne, aber wenn der geringste Stillstand eintritt, sind sie ganz verzweifelt weglaufe. . . Er hatte blaue, gutmüthige Augen: Augen eines großen Bauernkinds, und hatte doch kurz vorher, über Visier und Korn hinweg, den Feind ins Herz geschossen.“

So geht's einem, Herr Binder! Man sieht abnunglos „schießen“ statt „zielen“, und da steht denn auf dem Papier heimlich die Dummheit, daß einer „über“ Visier und Korn hinweg geschossen haben will, während doch jeder Soldat weiß, daß der Schuß nicht über, sondern unter Visier und Korn weg geht.

Diese Kriegsberichte eines deutschen Tartarin werden noch einmal berühmt werden.

## Notizen.

— Gustav Wied hat seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht, wie man jetzt erfährt. Die Kulturkatastrophe dieser Zeit scheint auch ihn auf dem Gewissen zu haben. Uebrigens ist es albern und pffisch, daß man immer wieder die Last der Selbstmordes — wie auch kürzlich bei Viktor Arnold — auf vermeintlichen sucht. Als ob der freiwillige Tod einen Mafel auf den Würfe, der ihn sucht!

— Der „Auszug der Jener Studenten 1818“ ist wie jetzt verlaublich, allerdings seit dem Beginn des Wintersemesters der öffentlichen Betrachtung an dem gewohnten Platz im Treppenhause der Universität entzogen. Dies bedeutet aber keineswegs eine Durchführung des Vorschlags Ernst Hädels, der das Bild für immer aus der Universität entfernen und für 10 000 M. verheeren wollte. Das Werk, das seinerzeit von der Vereinigung Jener Kunstfreunde der Universität gestiftet worden ist, wurde lediglich in „Schauhaut“ genommen, um es vor Verschädigung durch übereifrige Hände zu schützen. Auch der Vorschlag, das Bild, das ein „überkünstliches Symbol“ nicht mehr sein könne, in das Weimarsche Museum zu überführen, wird kaum Aussicht auf Bewirkung haben.

— Soldatenlieder. Ein Vortrag des alldentschen Professors Roethe bestätigte, was wir vor Wochen in einem Aufsatz über die deutschen Soldatenlieder sagten: daß in ihnen (so sagt ein Bericht über den Vortrag) von dem eigentlichen Kampfe, von Feldentzug, von Ruhm nirgendwo die Rede ist; ebenso wenig wird der Feind geschmäht oder herabgesetzt. Dagegen spielt der Tod, das Wiederleben in der Heimat nach beendeten Kampfe, der Abschied vom Hause, von den Eltern, dem schwarzbraunen Mädchen in diesen Liedern eine große Rolle.

— Theaterchronik. Das Lessing-Theater wird zur Erinnerung an Gustav Wied das Sathspiel „2 x 2 = 5“ demnächst in seinen Spielplan aufnehmen.

— Die Hellerauer Tanzkultur wird sich in Zukunft ohne Jaques Dalcroz behelfen.

— Keine deutsche Musik mehr. Wie man der „Frankf. Jtg.“ mitteilt, erlich das Moskauer Konservatorium eine Bekanntmachung, daß seine Schüler deutsche Musikwerke zwar einüben, aber nicht öffentlich aufführen dürfen.

— Musikchronik. Zum Besten der ostpreussischen Flüchtlinge veranstaltet der Jerusalems-Kirchchor am Sonnabend, den 31. Oktober, abends 8 Uhr, in der Jerusalemskirche ein Konzert. Zur Aufführung kommen zwei Kantaten von Bach für Soli, Chor, Orchester und Orgel.

— Richard Heuberger, Professor an der Musikakademie und Chorleiter des Wiener Männergesangsvereins, ist in Wien im Alter von 64 Jahren gestorben. Heuberger hat in Wien als Dirigent, Lehrer und Musikkritiker eine mannigfache Tätigkeit entfaltet. Als Komponist ist er mit Orchesterwerken und Opern, Balletten und Operetten hervorgetreten, von denen der „Opernball“ am meisten anspricht.

— Die Kosten des Panamakanals. Die jetzt vorliegenden genaueren Angaben über die Kosten des großen Werkes zeigen, daß die ursprüngliche Annahme von 400 Millionen Dollar für die Vollendung des Panamakanals viel zu hoch gegriffen war. Bis zum 31. März d. J. betragen die gesamten Ausgaben für den Kanal, soweit sie zur Bauabteilung gehören, nur 204 057 000 Doll. Rechnet man hierzu die nicht unmittelbar mit dem Bau zusammenhängenden Kosten, so ergibt sich eine Summe von 322 659 000 Doll. In der letzten Summe sind 40 Millionen Dollar einbezogen, welche der alten französischen Kanalgesellschaft und 10 Millionen Dollar, die der Republik Panama gezahlt wurden.

Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.